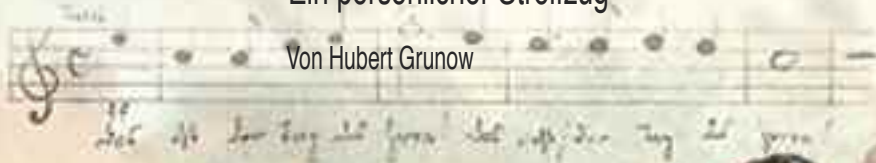


# Musik auf dem Dorf

Ein persönlicher Streifzug

Von Hubert Grunow



## Op d'r Bank vüür'm Huus

„Warum weinst du, holde Gärtnersfrau?“, scholl es früher aus den Häusern und von den Bergen des Siegtals herab. *Manni* (Amalie), *et Theels Annchen* und *et Schneidesch Maria*, drei Jungfrauen meines Heimatdorfes Rossel, die früher noch in der Stadt „in Stellung“ waren und danach, heimgekehrt, jungen Familien zur Hand gingen, erzählten davon: von der Zeit der Schweizerbänke in ihrer Jugend der 20er und 30er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Dort traf sich die Dorfjugend allabendlich und sang die alten, traurigen Lieder in die Sommernacht hinein. Die Alten kamen in oder vor den Häusern, *en d'r Köche* oder *op d'r Bank vüür'm Huus*, zusammen und sangen dort – die gleichen Lieder. Singen war Entlastung



nach harter, körperlicher Arbeit. Im Singen kam man zusammen, konnte Angst, Not, Tod und Schmerz, auch das Verlassenwerden hinaussingen und sich – für den Abend – befreien von allem, was drückte.

Ich habe sie sehr geschätzt, die Stunden mit den alten Damen. Beim *Buuenenschnibbeln*, *ÄrBenkivveren*, *Äppelschällen*, *Krückenkauchen* und *Enmaachen* erzählten sie ihre Geschichten aus der Stadt, von *d'r Herrschaft*, *vam Jung*, *vom villen Paradoweisch*, *dat mer jeden Teller eenzeln avbutzt*, *un nit all op ees...*, lieben kleine, lustige Verse los, rezitierten ellenlange Gedichte und sangen die alten, immer wiederkehrenden Lieder: „Im grünen Wald, dort, wo die Drossel singt, Drossel singt“. Die gemeinsame Erntearbeit, in die ich als kleiner Junge eingeführt



wurde, war auf diese Weise kurzweilig, abwechslungsreich, fröhlich, nachdenklich und auch beschaulich. Wenn ich heute darüber nachsinne, geht mir von diesen Stunden eine große Kraft aus, eine Stärkung für mein folgendes Leben als Jugendlicher und Erwachsener.

„Lobet den Herrn und danket dem Koch. Was er gekocht, haben wir gemocht. Amen.“ „*Ech bädden vam Desch*“, hatte Maria noch gesagt und damit das Nachtischgebet eingeläutet. Maria (*Marizzebill*), die auch im Kirchenchor sang, hatte es urplötzlich angestimmt zur Freude der ganzen Tischgemeinschaft. Mit einem großen Lachen endete der Tag, auf den eine ruhige Nacht folgte.

## „D’r Schengela kütt!“

Am nächsten Morgen, gegen zehn, hörte ich wieder Musik. Durch die offenstehende Haustür lief ich hinaus und der Musik entgegen. „*D’r Schengela kütt!*“, riefen mir die Nachbarinnen zu. Und richtig: *Vam Eechstock duuer et Ro’erland üvver d’n Broich kom d’r Eetorfer Schäng met singer Quetschkommod.* „Maria zu lieben, ist allzeit mein Sinn!“, intonierte er andächtig vor Marias Haustür. Flott aus der Operette, *bim Wäbesch Lisbett un Josef.* „Josef, ach Josef, wie bist du so keusch? Das Küssen macht fürwahr doch kein Geräusch ... Ach JoJoJoJosef!“. Vor unserer Haustür gab er „Das alte Försterhaus“ zum Besten, wegen un-

serer langen Förstertradition. Schengela tingelte durch den Siegkreis und sang und spielte seine Liedchen. Alle in hochdeutsch wie die Lieder der lieben Gouvernanten. Auch sozialkritisch betätigte er sich wohl, indem er hartnäckig einer fremdgegangen Ehefrau auf den Rat der Nachbarin „Du kannst nicht treu sein, nein, nein, das kannst du nicht!“ vordudelte. Mit *Ruck- un Quengsack* kam er noch viele Jahre über den Berg in unseren Ort und stimmte seine Liedchen an, eine Attraktion. Das Akkordeon spielte noch, nur die gesungenen Worte dazu wurden immer weniger: „Daas alte ... dort, wo ... steh’n ... jahrein ... jeseh’n.“

## In Kirche und Schule

Musik gab es sonntags in der Kirche, heilige Musik, die alten großen Choräle und Hymnen, die in der vollen Kirche von allen geschmettert wurden: „Großer Gott, wir loben dich“, „Maria, Maienkönigin“, „Ein Haus voll Glorie schauet“, das nicht nur den *Sieburjer Michelsberg* festlich besingt, sondern auch unseren schönen Siegtal-dom, wenn die Fronleichnamsprozession drauf zusteuert.

Musik gab es dann auch in der Schule. Für mich eine große Freude, für Hansi nicht, der bereits im dritten Schuljahr den Stimmbruch vortäuschte. Dank meines wunderbar musikalischen Lehrers Walter Bönisch wurde jedes besondere Ereignis, jede Jahreszeit mit einem Lied gekrönt: „Schneeflöckchen, Weißbröckchen, wann kommst du geschneit?“, „April, April, der macht, was





Mit fünfzehn trat ich mit einigen Freunden dem Dattenfelder Kirchenchor bei. Die Vierstimmigkeit brachte uns für ein halbes Jahr kräftig ins Schleudern, doch bald gelang es uns immer mehr, unsere Stimme zu halten und uns gegen die starken anderen Stimmen zu behaupten, bis ein harmonisches Geben und Nehmen entstand. Wir lernten in Resonanz zu kommen, hervor- und zurückzutreten, hörten etwas von Agogik und Dynamik und führten schließlich die großen Messen auf.

Als ich siebzehn war, wurde eine Choral-schola gegründet. Zunächst lernten wir jungen Leute, das Ordinarium zu singen, also die immer wiederkehrenden Messteile (Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus, Benedictus, Agnus Dei). Danach wurde auch das Proprium trainiert, das sind die je nach Festtag sich verändernden Messteile (Introitus mit Psalm, Graduale, Sequenz, Ruf vor dem Evangelium, Communio mit Psalm): Zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten und zum Laurentius-Patrozinium. Oft sangen wir in liturgischer Kleidung, Talar und Rochett, wenn wir zu sehen und nicht nur zu hören waren.

Auf den Fuß folgte eine völlig andere Liedgattung: das Neue Geistliche Lied (NGL). Mit den Kirchen- und Katholikentagen kam es herein, die wir jungen Leute besuchten. Ein neues, zeitgemäßes Gefühl stieg in uns auf, die wir diese Lieder in Stadien und gro-

er will“, „So fröhlich wie der Morgenwind ist unser Herz bestellt“, „Bunt sind schon die Wälder“ und gefühlte hundert Lieder für die schönste Zeit des Jahres, Advent und Weihnachten. Heute, da ich selber Gesang unterrichte und eigene Kinder habe, weiß ich, dass Kinder Maß nehmen – *per imitationem*. Und bei ihm ließ sich gut Maß nehmen: Geige, Laute, Flöte, Orgel und Klavier beherrschte er. Immer kam ein neues Instrument zum Einsatz. Seine Stimme transportierte Warmherzigkeit und Einfühlung, kein Pathos. Bei ihm lernte ich singen und Geige spielen. Chor und Orchester waren für mich ein Hochgenuss, bereits ab dem dritten Schuljahr. Sicher war ich aufgeregt und nervös, ob alles klappen würde. Das bin ich heute noch. Es gehört dazu, um eine gute

Leistung zu erbringen. Und das festliche Highlight des ganzen Jahres war der Gesang unseres Kinderchores in der Christmette, morgens um sechs Uhr, am ersten Weihnachtstag.

Natürlich gab es am Gymnasium in Eitorf auch ein Orchester, in das ich mit Beginn der Quarta (7. Klasse) aufgenommen wurde. Immer anspruchsvoller wurde das Programm: Telemann, Haydn, Mozart, Schubert und Schumann, die ganzen Größen deutschsprachiger Musikkultur wurden geübt und aufgeführt. Musste für uns Kleineren anfangs noch eine leichte dritte Violinstimme hinzu geschrieben werden, spielten wir bald die zweite und am Ende der Schulzeit auch die erste Geige.



Ben Kirchen sangen, in U-Bahnen und bis zum Abwinken noch in den Schlafsälen. Jugendchöre schossen aus dem Boden, die diese neue Musik verbreiteten. Ein Aufbruch entstand, der allerdings noch sehr zögerlich von der Heimatgemeinde akzeptiert wurde. Hatte man sich langsam an die Beatles gewöhnt mit ihrem Englisch, das zu wenige wirklich verstanden, so weigerten sich viele Erwachsene, ähnliche Töne auch noch im Gottesdienst zu hören. Was im Profanum an Krach schon reichte, sollte nun fröhliche Urständ im Allerheiligsten feiern? Auf keinen Fall! Als ich mit unserem Jugendchor zum ersten Mal in der Wilberhofer Kirche auftrat und vor dem Gottesdienst die neuen Lieder kurz mit der Gemeinde proben wollte, schauten mich nicht wenige fassungslos an und die amtierende Förstergattin schob den Liedzettel genau dahin, wohin er ihrer Meinung nach gehörte: unter das Gesäß!

## Von Festen, Chören und Alleinunterhaltern

Doch die Lieder brachen sich Bahn, wurden mit den Jahren – in einem für uns junge Leute viel zu schleppenden Prozess – salon-, besser kirchenfähig. Mit den 1980er Jahren veränderte sich, nach meiner Anschauung, das musikalische Leben auf dem Land. Gab es bis dahin große Kirchenchöre, Männer-

gesangsvereine, Kinderchöre, Blasorchester mit deutschem Standardprogramm, so füllten jetzt neue Bands und junge Chöre, klein und beweglich, mehr und mehr die Szene. Die guten alten Festkommerse, zu denen die Gäste in schwarzer Konzertkleidung erschienen, die Damen in lang, die Schulfeste mit Festzelt und Ehrendamen, für die meine Mutter Taftroben und Schärpen schneiderte, die prunkvollen Aufmärsche zu den Musikfesten mit Scharen von Bläserchören, wurden rarer. („Maggi“, geliebter Präsident unseres Elferrates, sprach immer von einem Bläserkorps – wie man es schreibt.) Die traditionellen Frühschoppen am Kirmesmontag mit dem Totaleinsatz von „Dicker Backenmusik“ wurden weniger besucht. Dafür opferte keiner mehr einen Urlaubstag. Diese Musik wurde zunehmend unattraktiver, sie wurde als steif empfunden. Daran änderte sich auch nichts, als unser Männergesangsverein englische Spirituals in sein Konzertprogramm aufnahm. Es blieb steif, und das Englisch, das fast alle „Bis-Vierziger“ im Publikum gut verstanden, kam aus dem alternden Chor so verquarzt und unverständlich rüber, dass der junge Dirigent beschloss, es bei der einen Aufführung zu belassen. Auch am Temperament der traditionellen Chöre änderte sich nichts.

Man sah doch im Fernseh'n, dass es auch anders ging: Leichtigkeit, Lebensfreude und kleine Tanzeinlagen belebten das Musikge-



schäft. Sänger, Musiker und Chöre bewegten sich. Kamen in Fahrt. Sangen und spielten auf die Leute zu. Nahmen das Publikum mehr und mehr hinein. Wie viel offener kam ein solcher Fernsehabend daher. Gezeigt wurde große Show.

Alleinunterhalter übernahmen das, was die Chöre hinterließen. Sie füllten die Lücke. Sie nahmen Maß an Franz Lambert mit seiner Hammondorgel, die ganze Orchester ersetzte. Sie galten auf dem Land, wahrscheinlich auch in der Stadt, als chic. Spielten sie anfangs noch live, wenn auch nach den ersten drei Bänden der Schneiderschule – linke Hand immer dieselben Akkorde, rechte Hand einfache Melodie –, so sollte sich das bald ändern. Tanzende stehen kurioserweise immer noch vor dem „Pianisten“ und applaudieren nach jedem Tanz. Doch das





musikalische Gut, das diesen Computer verlässt, ist längst nicht mehr seins. Chips haben die Leistung des vermeintlich Auführenden übernommen, die er/sie käuflich erwirbt und die von anderen eingespielt sind. (Ausnahmen bestätigen die Regel!) Vorsicht ist mehr als angebracht, wenn man sich als Sänger auf so einen Kameraden einlässt: Man zieht den Kürzeren. Von vier Vortragsliedern war es nur eines, das der angebliche Pianist im Alt-Siegburg „begleiten“ konnte. „Der Pianist kann einfach alles“,

hatte die überzeugte Wirtin noch am Telefon gesagt, als ich lieber mit meinem eigenen Pianisten kommen wollte. Da war sie sich mit dem Juristen einig, der seine Kanzlei bei einem festlichen Dinner seinem Sohn übergeben wollte. Als ich es vorzog, meine Lieder *a capella* vorzutragen, blies er mir – unter Zugzwang – beim dritten Stück Akkorde hinein, die der Schneiderschule entstammten, jedoch mit den nötigen, diffizileren Akkorden nichts gemein hatten. Den einzig möglichen „gemeinsamen“ Musical-song *Mame* individualisierte er dermaßen, dass ich schon die Einleitung nicht mehr erkennen konnte. Da er aber offenbar „alles spielte“, musste es ja an mir liegen, und ich wurde ohne Handschlag des wütenden Juristenvaters entlassen. Zum Glück war die Gage groß genug gewählt!

## Qualität setzt sich durch

Diese Jungs mit ihren transportierbaren Kisten waren und sind auf dem Land sehr beliebt. Die gute Schrammel- und Skiffle-Band musste gehen. Das Klarinettengedudel und Gefidel hatte man satt, man wollte das, was alle anderen auch hatten: einen Alleinunterhalter. (Die Hoffnung besteht, dass das geneigte Publikum endlich dahinter kommt, dass es ja auch nicht dem eigenen TV oder PC applaudiert.) Wieviel schöner ist da self-made-music! Da, wo man wirklich noch mit Augen sehen kann, wie einer spielt. Der auch ein einfaches Geburtstagsständchen richtig gut begleitet, obwohl er es nicht „geladen“ hat. So habe ich mit meinem

Künstlerkreis „Passepartout“ vor elf Jahren die „Windecker Sommerabendkonzerte“ ins Leben gerufen. Die sommerliche Konzertreihe sollte Leichtigkeit, Esprit, Lebensfreude ausstrahlen. Die Künstler, meine Kolleginnen und Kollegen, sollten greifbar sein. Es sollte Nähe statt Distanz vorherrschen. Wie schön ist es anzusehen, wie das alljährlich gelingt, wie das Publikum nach vollbrachtem Konzert mit den zum Teil hochdekorierten Persönlichkeiten bei einem Gläschen Wein zusammen steht und munter plaudert. Ich wollte gerne meine Freunde in meine Heimat holen, in die sich vor elf Jahren noch kein Solist verirrt. In den Chören wurden die Solopartien durchweg durch die entsprechende Chorstimme ersetzt, und das, was ich als Tenor-Solist an hochwertiger Kirchenmusik z. B. in Altenberg erleben durfte, war im Windecker Ländchen so nicht denkbar. Scheiterte mancher Versuch doch schon an den Finanzen. So habe ich mir für die Windecker Sommerabendkonzerte Sponsoren besorgt und freue mich, dass sie alleamt bei der Stange bleiben, über die Jahre hinweg. Auf diese Weise kann ich Akzente setzen, hiesige Chöre und Blasorchester in die Konzerte hineinnehmen, junge Talente aus der Region fördern und die Konzerte an phantasievollen Orten im Ländchen stattfinden lassen. Anfangs tat sich das hiesige Publikum noch schwer: „*Mer wären jo och kunn, ävver d'r Üüem het jo letz Woch noch em Quartettverein jesongen, un do mutte mer jo hin. Nu kunnte mer diss Woch nit ald widder!*“ – „*Mer wären jo och kunn, wenn et nit jerähnt hätt!*“ – „*Mer wären kunn, wenn et jerähnt hätt, su mutte mer jo grillen! Ävver du söngs jo noch öfter, nit?*“ Doch mehr und mehr wurden die Konzerte akzeptiert, auch wenn mal kein hiesiger Chor auftrat. Heute nimmt man die Konzerte als eine auf dem Lande selten aufzufindende Bereicherung an. Viele kommen und genießen die gute Musik – nur für sich! Auch Städter erscheinen und schwärmen.

Selbstverständlich integriere ich auch gerne hiesige Blasorchester, haben doch viele von ihnen deutlich an Klasse und Format zugelegt. Einige holten sich junge Profis aus dem Wachtbataillon in Siegburg und ließen sie mit ihren Bläsern trainieren. Das zahlte sich unmittelbar aus, stieg doch mit neuem Repertoire auch der Wunsch, dabei zu sein, mitzumachen. Was ich als Gesangssolist bei großen Chören erlebe, dass Profis in die Chöre hineingeholt werden, um die Stimmen für den Auftritt fit zu machen, ist auf dem Land noch Zukunftsmusik. Es braucht





Chorsänger eines bergischen Kirchenchores, die ich vor einigen Jahren trainiert habe, fragten bei der Kirmes im Dorf das Stimmingsduo, ob sie eigentlich auch Gesangsunterricht genommen hätten. Zu ihnen käm' neuerdings „en Professor von d'r Siech, un da müsse mer met d'n Büchen wackeln. Hamm'er früher doch nie jebraucht.“ – „Kommt der Dr. Grunow zu ihnen? Ja, bei dem lernen wir auch noch.“ „Wie, noch?“ „ Ja, dat dauert so seine Zeit, bis dat mal gut läuft.“ Erstaunen pur!

## Angebot und Nachfrage

Mittlerweile ist das Ambiente geschaffen. Theater, Kulturwerke und Hallen gibt es heute in fast jeder großen Gemeinde. Auch die Menschen stehen bereit. Es braucht nur noch ein gutes Händchen, um beide zueinander zu führen, damit die Kunst vor Ort blüht. Bestellte Music-Scouts der ländlichen Kommunen, die die gesamte Breite der Musikkultur fördern sollen, scheinen offenbar sehr rock-, pop- und partyversiert zu sein. Mit der Klassik hingegen tun sie sich schwer. So folgt nicht selten ein Mainstream-Concert auf das andere. Vorhandenes Potenzial rufen sie nicht ab. Viele Klassikünstler und -studenten vor Ort fragen sie nicht nach und binden sie nicht ein. Ihre Kunst wird nicht als „nennenswert“ eingeschätzt. Ich erlebe, dass viele gute Künstler in ihren ländlichen Kommunen keine Lobby haben, sofern sie nicht selber dafür sorgen.

Die Musikkultur auf dem Land ist vorhanden, kann und muss aber noch optimiert werden. Förderung tut not. Nur die Chöre überleben, die sich weiterentwickeln. Attraktivität hängt nicht von uniformer Chorkleidung ab, sondern von musikalisch, stimmlicher Überzeugungsarbeit. Und was überzeugt mehr als eine wohlklingende Stimme, ein virtuos gespieltes Instrument. TV setzt Maßstäbe, auch unerfüllbare. CDs hängen die Latte hoch, da die Aufnahmen in jeder Hinsicht korrigiert und von Atemzug zu Atemzug frisch geschnitten werden. Fehler sind keine mehr vorhanden. Das Puzzle erscheint als ein zusammenhängendes, ja genuines Non-plus-Ultra. Man denkt sogar: Das ist live. – Denkste! Nicht nur ein volkstümlicher Trompeter hat das Potenzial, das Publikum an der Nase herum zu führen. Es sind Legion! Und die Branche setzt darauf, dass das Publikum schnell vergisst. Ein dreiviertel Jahr aus dem Fokus der Öffentlichkeit gezogen, glauben viele, dass er in

Sponsoren, die ein Herz für die Musik haben und mal ein paar hundert Euro für Stimmbildung springen lassen.

Manche Chorleiter der dörflichen Chöre sind überfordert. Wenige nehmen an den Fortbildungen des Chorverbandes für Chorleiter teil. Die meisten haben Tasten gelernt und arbeiten – mit Stimmen. Das Gesangsgeschäft ist vielen im Letzten unbekannt. Devise: Singen kann jeder! – Richtig! – Doch die Einsingübungen bringen leider wenig Erfolg. Gesangspädagogik tut not. Denn der gute Gebrauch der Zwerchfellstütze, der Atem allein als Wechsel von An- und Abspannen des Bauches, die wichtige Inhalations-

atmung, die Kenntnis der prominentesten Singemuskeln, der locker schwingende Kehlkopf, der Nacken, Lippentechnik: die Grundlagen der Gesangstechnik sind für viele Neuland. Theorie und Praxis klaffen auseinander. Wenn ich als Profi einen Chor fünf Abende besucht und trainiert habe – und die Übungen machen Spaß und bringen viel –, ist das Volumen in aller Regel auf das Doppelte angewachsen. Dann liegt es am Dirigenten, das Potenzial zu halten und zu fördern. Dazu muss er/sie sich selber schulen. Wer mit Stimmen arbeitet, muss auch wissen, wie Stimmen funktionieren, wie Stimmen klingen. Und das lernt man am besten mit der eigenen Stimme.



dieser Zeit das Trompetenspiel dermaßen perfektioniert habe, dass er mit dem belgischen Star-Double Schritt halten kann. Auf dem Land glaubt man viel, viel zu viel. Wenn man der Fairness halber auch einräumen muss, dass der Laie sich beim besten Willen nicht die Ausmaße des Geschmacklosen und der Manipulation vorstellen kann, so greift das Blendwerk dieser Branche doch um sich.

## Ein Plädoyer für das Singen

Das gilt meines Erachtens nicht für Helene Fischer. Sie singt und tanzt, und ihre Lieder singen alle Generationen. Ein Novum seit den alten Zeiten auf dem Land, die ich eingangs beschrieb. Hier zeigt eine Frau ihr Können, ihre ausgebildete Musicalstimme, ihre gekonnte Performance. Ein Hoffnungszeichen, dass das Publikum das erkennt und goutiert. Bravo! Vielleicht gibt es ja irgendwann mal wieder eine Renaissance auf dem Land: Man trifft sich abends und singt. Zu Gitarre, Klavier oder Akkordeon. Lisa bringt ihre Flöte mit. Hans sein Triangel. Einfach so. Weil das Leben so schön ist. Weil Sommer ist. Und nicht jeder joggt solo durch das Siegtal mit Knopf im Ohr und dem Sound/Krach aus seiner MP3-Konserve. Man singt im Garten oder in der Laube statt kollektiv stumm vor der Flimmerkiste zu sitzen.



„Student für Europa“, „Knackfrosch“ und die gute, alte „Mundorgel“ nehmen ihre Dienste wieder auf und entfesseln eingekerkerte Seelen in einen gemeinsamen Singerausgang. Eine Vision? Und dann das schöne, schier endlose Rundlied: Droben auf Grünwalds Heide, da steht ein schöner Birnbaum trägt Laub – mit gefühlten 350 angehängten Versen, die alle von allen (oder reihum) immer rascher wieder zurück gesungen werden mussten: Nest am Ast, Ast am Baum, Baum in der Erd, eine wahre Freude! *Natürlich wurd auch en bisschen dabei jepött.*

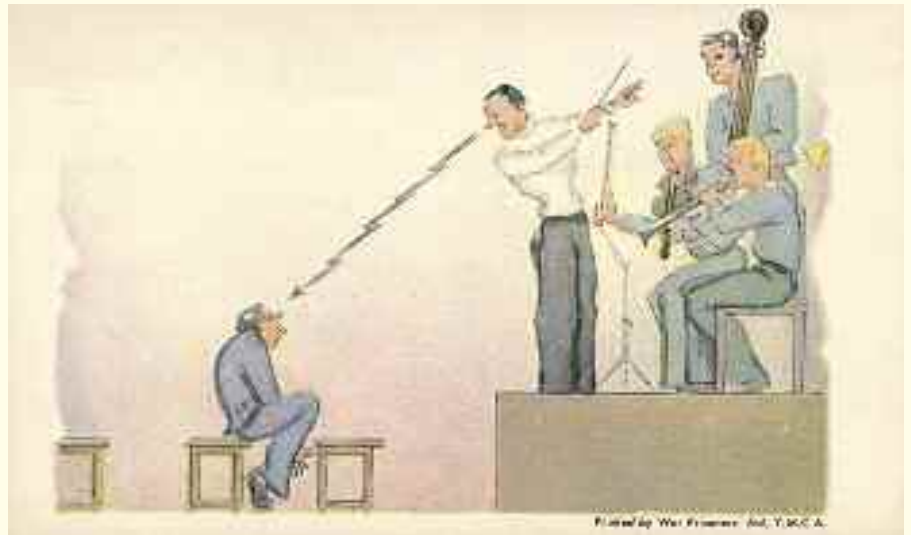
Es ist schön, wenn sich in den Dörfern oder in kleinen privaten Gruppen das gemeinsame Singen erhält. So ein „Offenes Singen“ tut gut. Wegen des begrenzteren zeitlichen Aufwandes und des damit gegebenen niedrigeren Verpflichtungsgrades ist es auch sehr von Vorteil, Projektchöre zu bilden. Vielen ist die Hemmschwelle genommen, über Jahre einem Verein beitreten zu müssen, wenn sie sich musikalisch betätigen wollen. Selbstverständlich bleibt eine gute und kontinuierliche Vereinsarbeit, auch unter dem Trainings- und Leistungsaspekt, unersetzlich.

Was wird in den Schulen als erstes vom Stundenplan gestrichen? Musik. Es ist offenbar das überflüssigste Fach des ganzen Curriculums. Was lernen die Kinder aber auch? Selten lernen sie, ihre eigene Stimme zu bilden, die sie immer mit sich führen und über die sie auch später erkannt werden. Die eigene Stimme macht allein 40 Prozent der Gesamtwirkung der Person aus. Alles schulisch Gelernte rangiert gerade mal bei 7 bis 8 Prozent. Intervalle werden jedoch an kleinen Keyboards geübt statt mit der eigenen Stimme gebildet. Frage: Wie viele Kinder spielen nachher noch Keyboard? Auf HNO-Tagungen wird beklagt, dass die Stimmbänder der Kinder immer kürzer werden. Es wird weniger gesungen!



Eine Hoffnung sind die großen Talentshows on TV. Grundsätzlich! Junge Leute wollen singen. „Deutschland sucht den Superstar“, „Voice of Germany“ heißen unterschiedlich gute Formate. Mehr als schade und sehr oft ungerechtfertigt, wenn Bohlen junge Leute „alle macht“. Musikalität ist schulbar! Sie bleibt eine wichtige Bildungsarbeit für Gehör, Stimme, Instrument und das so wichtige Zusammenspiel. Musik ist übrigens das beste Antidot gegen Ängste. Eigenes Singen wirkt der Demenz entgegen. Es ist so ziemlich das Gesündeste, was es gibt. Es trainiert Zwerchfell, Herz und Lunge im Vollmaß. Wenn wir singen, werden Botenstoffe (Dopamin) in reichem Maße wie Dünger in unsere Zellen ausgegossen. Singen bringt im Gehirn die emotionalen Zentren in Gang. Richtiges Singen ist die feinmotorischste Übung, die es gibt, durch das Training der sensiblen Stimmbänder. Auch gestaltpädagogisch ist es von Interesse. Wer viel singt, wird irgendwie besser: gesanglich, gesundheitlich und sozial. Das wollen wir nicht vergessen und viel dafür tun, gerade auf dem Land.

Nachtrag: „Das, was er im Männergesangsverein singt, kann nicht alles sein“ – mit diesen Worten vermittelte mir Charly D. einen Nachbarn, Hans, Ende sechzig, mit der Option, Gesangsunterricht zu nehmen.



Er ist nun da, und seine Stimme entwickelt sich prächtig. In den acht Stunden bestätigt sich, was ich seit sieben Jahren weiß: Die Stimme ist auch im Alter noch extrem formbar. Irmgard mit ihren 74 Lenzen hat es mich gelehrt. Nach drei Jahren sang sie Wiener Lieder und Operettenmelodien so überzeugend, dass ich sie mit auf Konzerte nahm. Auf ganzen Seiten titelte die Presse: „Beim Debüt gleich als Rampensau geadelt. Irmgard Antoni singt mit 77 Jahren mit Erfolg solo und hat sich auch modisch neu erfunden“ (Rhein-Sieg-Rundschau). „Querkopf mit viel Energie. Mit 77 Jahren feiert

die Windeckerin große Erfolge“ (Rhein-Sieg-Anzeiger). Es tut sich was auf dem Land. Wo die jungen Leute durch die G 8-Umstellung der Ganztagschulen in den Musikschulen ausbleiben, nehmen Senioren das Gesangsfeld ein. Zehn Sänger und Sängerinnen jenseits der 60 wollen es wissen und trainieren bei mir regelmäßig mit Erfolg ihre Stimme. Fast alle singen in ländlichen Chören, und ich trage die begründete Hoffnung, dass sich sukzessive auch dort etwas tut. Sei es schon, dass sich der Chorklang mit zwei, drei guten Stimmen hörbar verändert.

